



Ein Schundautor auf dem Amtssessel? Wie Klaus Schädelin 1958 oberster Berner Fürsorger wurde – eine Spurensuche

Von Mischa Gallati

„So seht ihr Erwachsenen: Auch wir besitzen die Gabe des Erziehens, mit dem Unterschied, dass wir weniger grausam, aber wirkungsvoller verfahren.“

Klaus Schädelin: *Mein Name ist Eugen*¹

1958 geschah Wunderliches in der beschaulichen Stadt Bern: In einer Ersatzwahl in die Stadtberner Exekutive wählten die stimmberechtigten Männer nicht den Favoriten des rechtsbürgerlichen Lagers, sondern den Pfarrer, Jugendbuchautor und politischen Nobody Klaus Schädelin. In seinem drei Jahre zuvor erschienenen Bestseller *Mein Name ist Eugen* spielt eine Jungenbande mehr oder weniger derbe Streiche mit der Erwachsenenwelt, was dem Buch von Seiten der pädagogischen Gilde zum Schund- und Kitschvorwurf verhalf. Nun wurde ausgerechnet dieser Autor zum Fürsorgedirektor und damit auch zum Zuständigen für *gefährdete* und *gefährliche* Jugendliche und deren institutionelle Behandlung. Vorliegender Artikel nimmt die Fährte auf und verfolgt Spuren zur Klärung der Frage, wie es dazu kommen konnte.

Mein Name ist Eugen: Höchst moralische Streiche

Das Buch *Mein Name ist Eugen* erschien zum ersten mal 1955 im Zürcher Zwingli-Verlag² und erreichte sofort hohe Verkaufszahlen. Mittlerweile ist es in 30. Auflage erhältlich. 2004 wurde das Buch verfilmt, was einen neuen Popularitätsschub für *Eugen* bedeutete.³ Neben Johanna Spyris *Heidi* gehört *Mein Name ist Eugen* heute in der Schweiz wohl zu den bekanntesten Kinder- und Jugendbüchern.

Das Buch erzählt aus der Ich-Perspektive des 12jährigen Eugen von Streichen und Abenteuern, die dieser zusammen mit seinen Freunden erlebte: So stehlen sie etwa die dritten Zähne eines unbeliebten Lehrers, müssen einen der Freunde von einem Ritterhelm befreien, den er sich im Historischen Museum übergestülpt hatte, oder verhelfen dem Abendkleid einer Hausbewohnerin zu einem Theaterauftritt. Die Knaben erfahren sich zudem im Laufe der Geschichte die Schweiz: Von Bern geht es

¹ Schädelin 1957, 91.

² Mittlerweile heisst der Verlag Theologischer Verlag Zürich.

³ *Mein Name ist Eugen*, Regie: Michael Steiner, CH 2004, vgl. www.eugen-film.ch (besucht am 31.1.2012).

ins Tessin ins Pfadfinderlager, dann mit den Fahrrädern über den Gotthard, in die „sogenannte Innerschweiz“⁴, nach Zürich und zurück nach Bern.

Dass *Mein Name ist Eugen* „zu einem Kultbuch der heranwachsenden Schweizer Nachkriegsgeneration“⁵ wurde, erstaunt nicht: Das Buch ist umwerfend komisch geschrieben, gespickt mit vielen Helvetismen und eigenen Wortkreationen. Es machte in einer Zeit den nationalen Raum Schweiz erlebbar, in der die in den 1930er Jahren konzipierte *Geistige Landesverteidigung* noch immer die virulente Grundhaltung⁶ darstellte und zugleich der Auslandsurlaub nur einigen wenigen vorbehalten war. So fügt sich die Schweizerreise von Eugen und seinen Freunden in die „touristische Folklorisierung des helvetischen Selbstbildes“⁷ jener Jahre und nimmt zugleich die heraneilende Freizeit-Gesellschaft vorweg.

Mit der Soziologin Doris Bühler-Niederberger kann *Mein Name ist Eugen* darüber hinaus als geradezu zeittypisches Buch der 1950er Jahre beschrieben werden, als dass hier ein neuer Typus eines kindlichen Selbst auftritt, das nicht mehr sozialisations-theoretisch erklärt wird.⁸ Die Lausbübereien von Eugen und seinen Freunden seien denn auch keineswegs als pure Lust am Regelbruch zu werten (ich werde unten zeigen, dass solche Wertungen zeitgenössisch tatsächlich vorgenommen wurden), sondern als durchaus sehr moralische Geschichten. Nur ginge es eben nicht um die Bestätigung von als überkommen und rein äusserlich taxierten *Oberflächlichkeiten* wie anständige Kleidung und gute Manieren, sondern um eine letztlich genuin im kindlichen Ich angelegte Moral jenseits von Sozialisation und Gesellschaft.

Moralisches Handeln wird nicht mehr per se als sozialisierendes, anerzogenes Verhalten, von aussen auf die Kinder und Jugendlichen einwirkende Grösse verstanden, sondern als eine genuin in deren Selbst angelegte Möglichkeit begriffen. Das damit erworbene Mehr an persönlicher Freiheit geht allerdings mit einer verstärkten Selbstkontrolle einher, die von den Menschen gefordert wird. Damit kann *Eugen* gleichsam als Buch gelesen werden, dass am Anfang der grossen Individualisierungswelle steht, wie sie für die Nachkriegsgesellschaften Westeuropas schon oft beschrieben worden ist.⁹

Der Autor, der weder Schriftsteller noch Politiker sein wollte – und es dennoch wurde

Geschrieben hat *Mein Name ist Eugen* Klaus Schädelin. Der 1918 geborene Stadtberner liess viele seiner Erlebnisse, die er als Kind in der lebendigen Berner Innenstadt gemacht hatte, in sein Jugendbuch einfließen.¹⁰ Während der Kriegsjahre studierte Schädelin in Bern und Basel Theologie, wobei ihn insbesondere die Schriften Karl Barths tief prägten.

⁴ Schädelin 1957, 129.

⁵ www.eugen-film.ch (besucht am 31.1.12).

⁶ Vgl. Imhof 1996.

⁷ Tanner 1994, 45.

⁸ Bühler-Niederberger 2005, insb. 114–115.

⁹ Vgl. hierzu z. B. Beck 1986; Schulze 1992.

¹⁰ Zur Biographie Schädelins vgl. Zürcher 2011; www.literapedia-bern.ch/Schädelin,_Klaus (besucht am 31.1.12).

Nach seinem Studium wurde Klaus Schädelin Pfarrer in der Berner Gemeinde Hünibach und später in der Stadtberner Petruskirche. Es war während seiner Zeit als Pfarrer in Bern, als die Buchfassung von *Mein Name ist Eugen* entstand. Bereits etliche Jahre vor der Buchpublikation waren die ersten Geschichten in einer Berner Pfadfinderzeitung erschienen.

Klaus Schädelin verstand sich nie als eigentlicher Schriftsteller, obwohl er viel schrieb. Neben vielen kleineren Arbeiten veröffentlichte er drei Bücher: Auf *Eugen* folgte 1962 ein Reisebericht nach Syrien, den er zusammen mit dem Fotografen René Gardi herausgab;¹¹ 1986 wurden schliesslich die gesammelten Glossen publiziert, die Schädelin für die satirische Radiosendung *Zytlupe* geschrieben hatte.¹²

1958 bis 1973 – unten wird darauf noch vertiefend eingegangen – sass Klaus Schädelin als Fürsorge- direktor im Gemeinderat (Exekutive) der Stadt Bern. Er selbst nannte dies rückblickend ein „Miss- verständnis“¹³. Nichtsdestotrotz scheint Klaus Schädelin seine Aufgabe so gut gemeistert zu haben, dass ihm interimistisch – da zwei Gemeinderäte nacheinander krankheitshalber ausfielen – auch die Polizei- und die Tiefbaudirektion übertragen wurden. 1962 bis 1970 war er zudem Mitglied des Berner Kantonsparlamentes. Ein Herzinfarkt zwang ihn 1973 zum Rückzug aus der Politik. Im selben Jahr gründete Schädelin mit Freunden die Stiftung Terra Vecchia, die sich Menschen annimmt, die „in der Auseinandersetzung mit sich und der heutigen Welt bedroht und gefährdet sind“, namentlich Personen mit Sucht- und/oder psychischen Problemen sowie Langzeitarbeitslosen.¹⁴

Als Politiker nahm Schädelin eine vermittelnde Rolle zwischen den Bürgerlichen und der Linken ein und galt als „der einzige Nonkonformist in Berns Stadtregierung“.¹⁵ Bis zu seinem Tod 1987 wirkte Schädelin als „mutiger, sozial engagierter Zeitkritiker“.¹⁶

Das Urteil der Jugendschriftenkommission: „An der Grenze zu Schund und Kitsch“

Mein Name ist Eugen war ein Grosse Erfolg. Kaum erschienen, war die erste Auflage, „die rechtzeitig auf den Weihnachtsverkauf 1955“ ausgeliefert wurde, vergriffen.¹⁷ Gleichzeitig stiess das Buch auf heftige Ablehnung. Klaus Schädelin meinte im Rückblick:

„Ich bekam ganz böse Briefe. Dass ich schlechtes Deutsch schreibe. Oder dass der Eugen zu üblen Streichen verleite. Oder dass es gar nicht lustig sei, sondern blöd. Und er untergrabe die Autorität der Erwachsenen. Und ich solle mich schämen. Also, so will ich mich jetzt schämen. Aber es haben halt doch einige Leser lachen müssen.“¹⁸

¹¹ Schädelin 1962.

¹² Schädelin 1986.

¹³ Schnyder 2005, 206.

¹⁴ www.terracechia.ch/stiftung/stiftungszweck (besucht am 30.1.2012).

¹⁵ Lerch 2001, 593, zur Berner Nonkonformistenszene vgl. auch Färber 2008.

¹⁶ Zürcher 2011.

¹⁷ Schnyder 2005, 204.

¹⁸ Schnyder 2005, 208.

Einen heftigen Verriss gab es in der August-Ausgabe des *Jugendbuchs*, einer Beilage der *Schweizerischen Lehrerzeitung*, herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins.¹⁹ Autor der Rezension war Lehrerzeitung-Redakteur Walter Klauser. Neben *Mein Name ist Eugen* besprach der Artikel weitere, mehrheitlich ältere Titel, wobei Schädelins Buch aber eindeutig den aktuellen Aufhänger des Rundumschlags darstellte. Überschriften war der Text mit *An der Grenze von Schund und Kitsch*, womit Klauser gleichsam programmatisch den *Schundkampf* als zentrales Anliegen der Jugendschriftenkommission in Erinnerung rief, einen Kampf, mit dem Erzieher den Aufstieg der modernen Massenkultur seit Beginn des 20. Jahrhunderts begleitet hatten und in der in den 1950er Jahren angesichts der am Horizont erscheinenden Erlebnisgesellschaft zu heftigen Auseinandersetzungen führte.²⁰

Einige allgemeine Anmerkungen zu *Schund und Kitsch* stehen am Anfang von Klausers Ausführungen. Mit Richard Bamberger definierte er *Schund* als „die in grossen Massen hergestellte und kolportagenmässig in Heften vertriebene Literatur, die auf das triebmässige Verlangen nach abenteuerlichen Sensationen und geistlose Unterhaltungssucht spekuliert.“²¹ *Kitsch* hingegen, „dem Sinn des Wortes nach der von den Strassenarbeitern zusammengescharfte Pflüder und Schlamm“, sei „minderwertiges, unechtes und unwahres Erzeugnis.“²² Für beide Arten Literatur sei Wilhelm Fronemanns Ausdruck des „untergeistigen Schrifttums“ treffend, da daraus klar hervorgehe, warum *Schund* und *Kitsch* abzulehnen sei: Sie schwächten die „guten, schöpferischen Kräfte im Menschen“.²³ Die verheerende Wirkung des *Schundes* müsse nicht betont werden. Hervorzuheben sei jedoch – und damit stösst Klauser zum Kernstück seiner Argumentation vor – dass „alles Untergeistige die Pflege des Geistes erschwert oder verunmöglicht [Hervorhebung M. G.]“:²⁴

„Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist nämlich auch alles Schrifttum, das nicht eigentlicher Schund und Kitsch ist, diesem aber in irgend einer Beziehung nahe steht, zu verwerfen. Ja vielleicht sind solche Grenzfälle von besonderer Gefahr, weil die Wertlosigkeit nicht sofort eingesehen wird.“²⁵

Es geht Klauser also um „Grenzfälle“, um Texte, die nicht offensichtlich als *Schund* und *Kitsch* erkennbar sind, aber deren Nähe dazu von einem Experten wie ihm selbst durchschaut wird. Das vermeintlich so klar abgegrenzte Feld des *Schundes* – Groschenromane, Kiosklectüre und dergleichen – weitet sich unter dieser Perspektive beträchtlich. Wobei Kaspar Maase die damit einhergehende „Unschärfe“ des *Schundbegriffs* als durchaus gewollt, ja als eigentliche Erfolgsbedingung der *Schundgegner* ausmacht:

„Sie [die Unschärfe, M. G.] erlaubte (wie bekanntlich auch der Massenbegriff), die eigene Praxis jeweils von der Verdammung auszunehmen. Schund, das war nicht der Liebesfilm, der einen selbst zu

¹⁹ Klauser 1956; zu den Anfängen der Jugendschriftenkommission vgl. Ernst 1991.

²⁰ Vgl. hierzu Weinmann 2002.

²¹ Richard Bamberger, *Jugendlectüre* (1955), zit. n. Klauser 1956, 883.

²² Klauser 1956, 883.

²³ Klauser 1956, 883.

²⁴ Klauser 1956, 883.

²⁵ Klauser 1956, 883.

Tränen rührte, nicht die Kriminalgeschichte, die man erst nach der letzten Seite aus der Hand legen konnte. Schund, das sind die anderen.“²⁶

Diese Nähe zu *Schund* und *Kitsch* versucht Klauser nun anhand von drei älteren Beispielen zu belegen: Christoph von Schmid (1768–1854) Erzählungen (*Die Ostereier* u. a.), Thekla von Gumperts *Herzblättchens Zeitvertreib* (1856) und den Werken von Karl May (1842–1912), die sich alle an der Grenze zur „untergeistigen Literatur“ bewegten, leider jedoch und trotz aller Anstrengungen der Sachverständigen grosse Verbreitung gefunden hätten.²⁷

Damit geht Klauser über zur Besprechung von aktuelleren Beiträgen. In einem Abschnitt über „Jungmädchenbücher“ beschäftigt er sich mit den Büchern von Johanna Böhm und Elsa Hinzelmann, die vom Zürcher Orell Füssli Verlag vertrieben wurden.²⁸ Alle dort dargestellten Mädchen seien durchaus „gut und brav“, doch dürfe man „keine Anforderungen an psychologische Wahrheit stellen“; zudem lasse die künstlerische Gestaltung der Texte zu wünschen übrig.²⁹

Ähnliches lasse sich bei der „Bubenliteratur“ feststellen. Hier sei es seit dem Erfolg von Erich Kästners *Emil und die Detektive* (1931) Mode geworden, Bücher mit jugendlichen Detektiven zu erfinden. Schuld daran sei mitunter die „Emanzipation der Jugend, schon der neun- bis zwölfjährigen, das Lösen von der Autorität des Elternhauses und der Schule.“³⁰ Die in den Büchern dargestellten „Kinder werden zu grossprecherischen Helden, vollbringen die unglaublichsten Taten, benehmen sich frech und ungeniert und sprechen die Sprache der Gassenhauer.“³¹ Ein besonders schlimmes Exemplar dieser Art von Jugendliteratur sei 1945 erschienen: *Der Vinzi und die glorreichen Taten der Schwarzen Hand, nebst den Untaten des rühmlichst bekannten Rüti* von Walter Widmer.³² Klausers Urteil über das Buch fiel diametral anders aus als dasjenige der meisten Pressestimmen: „Wem für die Jugend gute, saubere Bücher vorschweben, der wird ungehalten sein darüber, dass ‚Vinzi‘ verlegt und von der Presse lobend beurteilt werden konnte.“³³

In das Panoptikum grenzwertiger Schundliteratur, das Walter Klauser von Christoph von Schmid über Karl May bis Walter Widmer aufgespannt hatte, fügte dieser nun auch Klaus Schädelins *Mein Name ist Eugen* ein. Besonders erbost haben ihn offenbar die diversen Streiche, die Eugen und seine Freunde ihren Lehrern spielen: „Genug dieser lustig sein sollenden Streiche!“³⁴ Auch wenn gegen ihn der Vorwurf der Senilität und Verständnislosigkeit gegenüber der „frischfröhlichen Jugend“³⁵ erhoben werde, lehne er *Eugen* entschieden ab. Nur in einer Hinsicht erachtete Klauser das Buch als

²⁶ Maase 2001, 15.

²⁷ Klauser 1956, 883–884.

²⁸ Klauser, 1956, 884; aus den erwähnten Vornamen der Protagonistinnen lässt sich auf die besprochenen Titel schliessen: Elsa Hinzelmann: *Ursula Amreins böse Stunde*, Zürich: Orell Füssli 1940; Johanna Böhm, *Liseli sucht eine Heimat*, Zürich: Orell Füssli 1942; Dies., *Rosettlis grosser Entschluss*, Zürich: Orell Füssli 1943; Dies.: *Lotti liebt das Leben*, Zürich: Orell Füssli 1945; Dies.: *Friedeli, das Verdingkind*, Zürich: Orell Füssli 1948; Dies.: *Doris daheim und in der Fremde*, Zürich: Orell Füssli 1955.

²⁹ Klauser 1956, 884.

³⁰ Klauser 1956, 884.

³¹ Klauser 1956, 884.

³² Das Buch erschien bereits 1944 bei A. Züst, Bern-Bümpliz.

³³ Klauser 1956, 885.

³⁴ Klauser 1956, 885.

³⁵ Klauser 1956, 885.

geeignet: „Das Buch kann höchstens Erwachsenen Dienste leisten, vorab Erziehern, die sich mit der Denk- und Handlungsweise ungehemmter Buben vertraut machen möchten.“³⁶

„Ungehemmte Buben“ nennt Klauser Emil und seine Freunde und meint damit – um mit Doris Bühler-Niederberger zu sprechen – Knaben, deren Handeln nicht unter dem Zwang sozialisationsbedingter, gesellschaftlicher Konventionen „moralisch“ wird, sondern die dieses aus sich heraus, eben „ungehemmt“ entwickeln und damit gegen ebendiese *Sitten* verstossen.

Nun sind nach Klauser nicht bloss die Autorinnen und Autoren zu belangen, die solche Bücher *an der Grenze zu Kitsch und Schund* verfassen. Schuld daran, dass überhaupt so viele umstrittene Bücher erschienen, dass „man die Spreu nicht deutlicher vom Korn scheidet“³⁷ seien auch die Verleger, die ästhetische und psychologische Erwägungen hinter das Geschäft stellten, sowie die Zeitungen, deren Besprechungen eher „Gefälligkeitsurteilen“³⁸ als kritischen Rezensionen glichen.

Gleichsam seine Mission im Kampf gegen *Schund und Kitsch* umschreibend, meint Klauser abschliessend, wer sich für das gute Jugendbuch einsetze, dürfe auch „verhältnismässig ordentliche Bücher“ nicht empfehlen:

„Das Wort, das Jos. Vikt. Widmann als Mitglied der Jugendschriftenkommission des SLV vor 50 Jahren prägte, hat auch heute noch seine Gültigkeit: ‚*Verhältnismässigkeit* gehört ins Wörterbuch des Satans und nicht ins Gewissen eines Jugendschriftstellers.‘“³⁹

Damit umreisst Walter Klauser noch einmal die wahren Dimensionen des *Schundkampfes*: Es ging letztlich um einen Kampf gegen den Satan, der in seiner Wandlungsfähigkeit auch in die Hülle eines vermeintlich harmlosen Lausbuben wie Eugen schlüpfen konnte.

Die 1950er Jahre in der Schweiz: Halbierte Moderne und erste Risse

Zum besseren Verständnis meiner Überlegungen skizziere ich in der Folge kurz gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen in der Schweiz der 1950er Jahre.⁴⁰ In der sozialhistorischen Literatur hat sich eine Periodisierung durchgesetzt, die von den ‚langen 50er Jahren‘ zwischen 1948 und 1963/64 als einer stabilen Strukturperiode ausgeht, die Mitte der 1960er Jahre in eine Phase des gesellschaftlichen Umbruchs überging.⁴¹

Die Phase kennzeichnete ein beispielloses wirtschaftliches Wachstum, begleitet von einem grossen Vertrauen in die Möglichkeiten der Zukunft; ja, es schien sich in den 1950er Jahren der „kurze Traum immerwährender Prosperität“⁴² in einer noch nie da gewesenen Güterfülle zu materialisieren, die für immer breitere soziale Schichten auch tatsächlich erschwinglich wurde.⁴³ Tatsächlich

³⁶ Klauser 1956, 885.

³⁷ Klauser 1956, 885.

³⁸ Klauser 1956, 885.

³⁹ Klauser 1956, 885.

⁴⁰ Vgl. hierzu insb. Blanc 1994; Imhof 1996; Leimgruber 1999; Buomberger 2012.

⁴¹ Vgl. Tanner 1994, 22.

⁴² So ein Buchtitel von Burkart Lutz, erschienen bei Campus 1984.

⁴³ Vgl. Tanner 1999.

können die 1950er Jahre als Einstieg in die moderne Massenkonsungesellschaft beschrieben werden. Der sich anbahnende Übergang vom Industrialismus zum Konsumismus wurde begleitet von einem Mentalitätswandel, in dem im Umgang mit Gütern und Ressourcen das Sparsamkeitsparadigma durch eine zunehmend positive Konnotation des Verbrauchs abgelöst wurde. So erstaunt es nicht, dass sich die erinnerten 50er Jahre häufig an Repräsentationen dieses zumindest potentiell greifbaren Wohlstands in Form des Nierentischs, dem Cabriolet oder der Jukebox orientieren, die einen Grossteil des Faszinosums der Epoche ausmachen.⁴⁴

Doch der grosse Wachstumsoptimismus ging mit konservativen gesellschaftlichen Leitbildern einher, was die Typisierung der schweizerischen Nachkriegsmoderne als „halbierte Modernität“ einleuchtend macht.⁴⁵ In Wiederaufnahme und Verstetigung von hauptsächlich in den 1930er Jahren entwickelten Modellen, die sich in Gesamtarbeitsverträgen, dem Ausschluss der Frauen aus dem Erwerbsleben (von der Politik ganz zu Schweigen) und einem nationalistisch aufgeladenen Kulturverständnis äusserten, sollte der ökonomische Modernisierungsprozess und der damit einhergehende soziale Wandel abgefedert werden.

„Der soziokulturelle Modernisierungsprozess stand, auch wenn in der Konsumsphäre eine semiotische Deregulierung klassenstrukturierter Zeichensysteme festzustellen war, im Schatten des Ideologiegebirges der Geistigen Landesverteidigung.“⁴⁶

Zu eigentlichen Chiffren gerieten Begriffe wie *Konsens*,⁴⁷ *Konkordanz* und *Zauberformel*, nach der 1959 der Bundesrat zum ersten Mal zusammengesetzt wurde und welche die einstmaligen *vaterlandslosen Gesellen* der Sozialdemokratie vollends in das politische System integrierte.

Doch so konform die schweizerische Gesellschaft, der es „in beträchtlichem Ausmass an Problembewusstsein und Innovationsfähigkeit“⁴⁸ mangelte, im historischen Rückblick (einer notabene von der 68er Eruption geprägten Generation) auch erscheinen mag – der grosse soziale Wandel, der die rasanten Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse der Hochkonjunktur der 1950er Jahre begleitete, liess Spannungen entstehen, die bereits sehr früh zu ersten Rissen in der kunstseidenen Oberfläche führten. Als Vorboten einer jugendlichen Subkultur irritierten die ersten Halbstarcken die Öffentlichkeit.⁴⁹ Und in Jugendbüchern wie *Mein Name ist Eugen* zeigten sich neue individualisiertere Wahrnehmungen des (jugendlichen) Selbst. Aber auch in der etablierten politischen und kulturellen Öffentlichkeit zeigten sich bereits in den 1950er Jahren Bewegungen: Prototypische Umweltbewegungen wie die Schweizerische Liga gegen den Lärm wiesen auf nichtintendierte Folgeprobleme wirtschaftlichen Wachstum hin,⁵⁰ und 1955 riefen Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter mit „existentialistische[m] Pathos“ „achtung! die schweiz“ und luden zum „Gespräch über unsere Lage“.⁵¹ Vieles, was sich ab den 1960er Jahren unter den Chiffren der Freizeit-, Bewe-

⁴⁴ Vgl. Buchner-Fuhs 2005.

⁴⁵ König 1998, 12.

⁴⁶ Tanner 1994, 44.

⁴⁷ „Konsenskultur“ und „direkte Demokratie“ haben es mittlerweile sogar auf die Liste des immateriellen Kulturerbes der Schweiz geschafft, vgl. www.bak.admin.ch/kulturerbe (besucht am 31.1.2012).

⁴⁸ Tanner 1994, 45.

⁴⁹ Vgl. Meyer 1997.

⁵⁰ Vgl. Gallati 2004.

⁵¹ Kohler 2012, 11.

gungs- oder Massenkongsumgesellschaft subsumieren liess, begann sich bereits in den 1950er Jahren zu formieren.

Otto Steiger: Personifizierte Berner Stabilität

Auch in der Stadt Bern sind seit Mitte der 1950er Jahre Bewegungen wahrnehmbar, die auf ein allmähliches Aufweichen festgefahrener Strukturen schliessen lassen. Um die damals neu entfachte Dynamik zu verstehen, wende ich mich noch einmal der davor liegenden Zeit zwischen 1920 und 1950 sowie dem in unserem Zusammenhang wichtigsten Akteur in der Berner Stadtregierung, Gemeinderat Otto Steiger zu.

Seit 1920 hatten in Bern sehr stabile Verhältnisse geherrscht. Die damals in Kraft gesetzte Gemeindeordnung gab der Stadt einen stabilen organisatorisch-rechtlichen Rahmen.⁵² Im Stadtparlament besaßen die Bürgerlichen meist die absolute Mehrheit und als Stadtpräsidenten lösten sich Männer aus den Reihen der Freisinnigen und der Bürgerpartei (heute SVP) ab.⁵³ Auch wirtschaftlich zeigte sich die breit diversifizierte, wenig exportorientierte Stadt relativ krisenresistent – selbst in Zeiten der grossen Depression in den 1930er Jahren.⁵⁴

Geradezu die personifizierte Stabilität stellte dabei der Gemeinderat Otto Steiger dar, der von 1920 bis 1958 Vorsteher der städtischen Fürsorgedirektion und 1952 bis 1958 zugleich Berner Stadtpräsident war.⁵⁵ Steiger war im Zuge der Wirren nach dem Schweizer Landesgeneralstreik von 1918, die zwar vorübergehend eine linke Mehrheit in städtischem Parlament und Exekutive gebracht, zugleich aber einen Abwehrreflex bürgerlicher Kreise entfacht hatten, 1920 in den Gemeinderat gewählt worden. Er hatte für die damals neu gegründete Bürgerpartei (dem städtischen Ast der rechtsbürgerlichen Sammelbewegung Bauern- Gewerbe- und Bürgerpartei) kandidiert. Als Fürsorgedirektor hatte er just jene strukturellen Reformen zu implementieren, welche Liberale und Sozialdemokraten in den 1910er Jahren angestossen hatten. Otto Steiger widersetzte sich einer Modernisierung nicht grundsätzlich und trieb sie sogar partiell voran. Dabei war er alles andere als ein Vertreter wohlfahrtsstaatlicher Ideen. Die Linke focht mit ihm diesbezüglich „manch einen Strauss aus“.⁵⁶

Otto Steiger sprach bereits Jahrzehnte vor der neoliberalen Umkrepelung sozialstaatlicher Systeme von „Hilfe zur Selbsthilfe“ und von „Eigenverantwortung“, wobei ab und zu ein „hartes und blankes Nein“ dazu gehörte, damit auch nur denen geholfen werde, die dies auch verdient hätten.⁵⁷

⁵² Vgl. Tögel 2004, 53.

⁵³ Vgl. Erne 2003, 149.

⁵⁴ Vgl. Lüthi 2003, 102; Gallati 2011, 421–422.

⁵⁵ Vgl. zu Otto Steiger Bähler 2003b, 342; *Der Bund* vom 16.2.1958; *Berner Tagblatt* vom 15.2.1958, 16.2.1958; *Berner Tagwacht* vom 15.2.1958, 19.2.1958; *Verwaltungsbericht der Stadt Bern 1958*, 25.

⁵⁶ *Berner Tagwacht* vom 15.2.1958.

⁵⁷ *Der Bund* vom 16.2.1958.

Vergiftung der Jugend durch Schundliteratur: Ein Entmündigungsgrund

Otto Steiger hatte in seiner über 30-jährigen Amtszeit mit vielen Aussenseitern, Randständigen, Querstehenden und -gehenden zu tun, sah viel Armut und Leid. Das waren oft reale Begegnungen von Angesicht zu Angesicht, in seinem Büro, aber auch auf den Strassen Berns, wo ihn die Leute erkannten. Noch häufiger jedoch hatte er als Fürsorgedirektor lediglich aufgrund der Aktenlage zu entscheiden. Amtliche Schriftproduktion geriet zur Grundlage weiterer Entscheide, bestimmte Biografien und nahm Einfluss auf Fremd- und Eigenzuschreibungen Betroffener.⁵⁸ In den Protokollen der Berner Vormundschaftskommission lassen sich solche Prozesse nachverfolgen.⁵⁹ Im folgenden wird anhand eines Fallbeispiels geschildert, was dies für die Beteiligten Kinder, Frauen und Männer bedeuten konnte.

Dabei stossen wir wiederum auf den *Schundkampf*. Otto Steiger war nun – soweit aus den Quellen ersichtlich – nicht einer der hauptsächlichen Protagonisten, aber es ist bekannt, dass er den *schönen Künsten* durchaus zugetan war. Sein Kunst- und Kulturverständnis war dabei ein äusserst traditionelles. „Entartungen“ jeglicher Art habe er abgelehnt, konnte noch 1958 in einem Nachruf geschrieben werden.⁶⁰

1941 gelangten die städtische Polizei- und Schuldirektion und die Schulkommission des Breitenrainquartiers an Otto Steiger als Vorsitzenden der Vormundschaftskommission. Sie forderten die sofortige Entmündigung der 70jährigen Frau B. Diese besass ein Trödlerpatent und führte nebenbei eine kleine Buchhandlung. Dort vertreibe sie „nach den Angaben der städt. Polizei- & Informationsorgane hauptsächlich Schundliteratur“.⁶¹ Alle Versuche, die Frau am Verkauf solcher Schriften an Jugendliche zu hindern, seien gescheitert.

Die Polizeidirektion überwies nun das gesammelte Aktenmaterial in dieser Sache der Vormundschaftskommission, „weil sie der Auffassung ist, dass mit einer Bevormundung der Frau B. das Ziel erreicht und der Vertrieb der verderblichen Schundliteratur unterbunden werden könnte.“⁶²

Interessant ist die Begründung des Antrags auf Entmündigung: Laut Schweizerischem Zivilgesetzbuch, das die Vormundschaft gesamtschweizerisch seit 1912 unverändert regelt, ist eine solche lediglich möglich, wenn eine *Geistesschwäche* oder *Geisteskrankheit* vorliegt – was mit psychiatrischem Gutachten belegt werden muss (Art. 369 ZGB), wenn durch *Verschwendung*, *Trunksucht*, *lasterhaftem Lebenswandel* oder *Misswirtschaft* (Art. 370 ZGB) eine Gefährdung besteht.⁶³ Die Frage stellte sich, unter welchen Artikel der Vertrieb von *Schundliteratur* fallen sollte. Der federführende Polizist handelte mit psychiatrischem Vokabular und stellte fest, Frau B. sei offenbar „in einem gewissen Grade

⁵⁸ Vgl. zur Wirkungsmächtigkeit von Akten Galle 2009; Kaufmann 2008; Zaft 2011.

⁵⁹ Für meine Dissertation arbeite ich intensive mit diesen *Protokollen der Stadtberner Vormundschaftskommission*, vgl. Gallati 2011; Cagnazzo 2012.

⁶⁰ *Der Bund* vom 16.2.1958.

⁶¹ SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1941 I*, 270.

⁶² SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1941 I*, 270.

⁶³ Daneben besteht die Möglichkeit, sich selber wegen *körperlicher Gebrechen*, *Altersschwäche* o. ä. *aufeigenes Begehren* entmündigen zu lassen (Art. 372 ZGB); ferner sollen Personen, die eine Haftstrafe von einem Jahr oder länger absitzen, während dieser Zeit entmündigt werden (Art. 371 ZGB).

geistesschwach“, da sie nicht auffassen könne, „dass sie durch ihr Geschäftsgebaren die Schuljugend, welche bei ihr ein- und ausgeht, gefährde.“⁶⁴

Mit dieser im wahrsten Sinn des Wortes laienhaften Diagnose wollte die Polizeidirektion Frau B. nach Art. 369 ZGB wegen *Geisteskrankheit* oder *Geistesschwäche* bevormunden lassen. Völlig dem medizinischen Diskurs jener Jahre verhaftet, wurden moralische Vorstellungen bedenkenlos in medizinisch-psychiatrische Kategorien umgegossen. Von einer psychiatrischen Begutachtung war im Schreiben der Polizei keine Rede.

Eine naturalistische Sicht auf soziale und kulturelle Vorgänge durchzieht die Eingabe – wie auch viele weitere ähnliche Texte aus dem untersuchten Korpus: Frau B. würde mit dem Verkauf der Schriften „die Jugend [...] vergiften“, so dass ihr „das gefährdende Handwerk gelegt“ werden müsse.⁶⁵ Man beachte: Die Rede ist von *gefährdendem*, nicht von *gefährlichem* Handwerk.⁶⁶ Die Gefährdung ist eine schleichende und wirkt wie ein Gift auf die Kinder und Jugendlichen, die der *Schundliteratur* ausgesetzt werden. Diese Diagnose wurde nun als pathologischer Befund auf den Geisteszustand der Frau B. zurückgespiegelt.

Die Vormundschaftskommission hatte über den Antrag auf Entmündigung der Frau B. zu beraten, um allenfalls dem Amtsgericht Antrag auf Entmündigung zu stellen. In den Protokollen sind Bedenken, das Verfahren einzuleiten, greifbar, ist die Entmündigung doch die schwerste in der Fürsorge einzusetzende Massnahme und ein grosser Eingriff in die persönliche Sphäre einer Person. Offenbar sah man Schwierigkeiten vor allem in der Begründung der Geistesschwäche, da hierzu ein psychiatrisches Gutachten nötig werde, dem die Mitglieder der Vormundschaftskommission, die ähnliche Fälle kannten, offensichtlich etwas zweifelnd entgegensahen. Trotz dieser Bedenken wurde das Verfahren laufen gelassen und Frau B. geriet in die Mühlen der Vormundschaftsverwaltung. Ihr widerfuhr nun, was vielen hunderten vor und nach ihr auch erlebten: Jedes Verhalten konnte gegen sie ausgelegt werden. Kooperatives Verhalten wurde als *Einsicht* gewertet und die Entmündigung vollzogen. Widerstand und Dissens wiederum führten zur Diagnose *asozial* und wurden pathologisiert, mit demselben Ergebnis: Vollzug der Entmündigung.

Frau B. bestritt bei einer Anhörung „ganz energisch“ den Vertrieb von „Schundliteratur“. Angesichts der „gegenteiligen Behauptungen und Feststellungen“ schlossen die Fürsorgebehörden, dass die Frau nicht zurechnungsfähig „und eine gewisse Geistesschwäche nicht unverkennbar vorhanden“ sei.⁶⁷

Das Entmündigungsverfahren nahm seinen Lauf. Über den Antrag der Vormundschaftskommission hatte das Amtsgericht zu befinden. Durch einen Winkelzug des Gerichts konnte ein psychiatrisches Gutachten doch noch umgangen werden: Die Entmündigung wurde nicht wie beantragt gemäss Art. 369 ZGB ausgesprochen, sondern nach Art. 370: Nicht eine *Geistesschwäche* wurde als Ursache für die Entmündigung genannt, sondern es wurden *Verschwendung*, *Trunksucht*, *lasterhafter Lebenswandel* oder *Misswirtschaft* angeführt.

In den Protokollen der Vormundschaft fehlt eine genauere Umschreibung des Entmündigungsgrundes, weshalb darüber nur spekuliert werden kann. Der auf den ersten Blick etwas schleierhafte Zusammenhang zwischen dem Vertrieb von *Schundliteratur* und den genannten Entmündigungs-

⁶⁴ SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1941 I*, 270.

⁶⁵ SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1941 I*, 270.

⁶⁶ Vgl. zum verwandten Diskurs über gleichsam *gefährdeten* wie *gefährliche* Jugendliche Wilhelm 2005, 73–85.

⁶⁷ SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1941 I*, 270.

gründen bekommt dabei durchaus Sinn, wenn man die Entstehungsgeschichte des 1912 neu geschaffenen Artikels 370 ZGB betrachtet. Dieser umfasst mit *Verschwendung, Trunksucht, lasterhafter Lebenswandel* oder *Misswirtschaft* sehr disparate Entmündigungsgründe, die allerdings als Vereinigung magistraler bürgerlicher Untugenden gelesen werden können.⁶⁸ Da im ZGB weiter nicht nur die *Selbstgefährdung* als Entmündigungsgrund gilt, sondern auch die *Gefährdung Dritter*, konnte der Verkauf der als Gift taxierten *Schundliteratur* als sittliche und moralische Gefährdung von Kindern und Jugendlichen interpretiert werden. So werden Moralvorstellungen handlungsleitend.

Die Geschichte der Frau B. zeigt weiter jedoch, dass sich sehr viele der mit Entmündigung, aber auch anderen Massnahmen wie der Einweisung in eine Arbeitsanstalt oder des Entzugs der elterlichen Sorge, der Wegnahme der Kinder nicht einfach so abfanden.⁶⁹ Auch Frau B. gab nach diesem Entmündigungsentscheid noch nicht auf. Sie rekurrierte an den Appellationshof – und bekam tatsächlich recht.

Das Gericht argumentierte, die Jugendlichen würden den Laden durchaus aus freien Stücken aufsuchen, weshalb Frau B. keine „Gefährdung Dritter“ nachzuweisen sei.⁷⁰ Doch die Genugtuung sollte nicht lange anhalten: Die Berner Vormundschaftsbehörden zogen das Urteil wiederum an das Bundesgericht weiter. Im Bundesgerichtsurteil vom 4. März 1942 hob das Urteil des Appellationshofes auf und erklärte die Entmündigung der Frau B. für Rechtsgültig. „Die Vormundschaftskommission nimmt davon mit Genugtuung Kenntnis“,⁷¹ heisst es dazu in den Protokollen lapidar.

Die Geschichte der Frau B. erscheint in unserem Zusammenhang aus zwei Gründen sehr aufschlussreich: Erstens zeigt sie, dass der *Schundkampf* keineswegs nur gegen die Produzierenden (und die Lesenden) gerichtet war, sondern auch gegen die Personen, welche die vermeintliche *Schundliteratur* vertrieben. Es handelte sich also an einen *Kampf an vielen Fronten*, um bei der martialischen Kriegsrethorik der *Schundkämpfer* zu bleiben. Akteure darin waren, und dies ist eine zweite Erkenntnis, keineswegs bloss Pädagogen und Erzieherinnen, sondern waren auch Beamtinnen und Beamte der Polizei und Fürsorge.

Klaus Schädelins *Eugen* war ja in die Nähe des Schunds gerückt und zu einem gefährlichen Buch erklärt worden. Genau dieser Schädelin wurde drei Jahre nach Erscheinen seines Buches selber Fürsorgedirektor und dadurch potentieller *Schundkämpfer*. Von dieser doch recht speziellen Konstellation handelt der nächste Abschnitt.

Neuer Schwung und eine faustdicke Überraschung

Seit Mitte der 1950er Jahre waren auch in Bern Anzeichen der Aufbruchstimmung zu spüren, welche die westlichen Gesellschaften zu erfassen begann. Der Wandel äusserte sich auch in der Stadtgestalt: Durch die einsetzende (Auto-)Mobilisierung und die Durchsetzung stadtplanerischer Grundsätze der Zwischenkriegszeit, die in Bern mit grosser Konsequenz vorangetrieben wurden, entleerte sich die Innenstadt zusehends und liessen am Stadtrand schon früh grosse, moderne Wohnsiedlungen entstehen. So stellte das ab 1958/59 bezogene, im Westen Berns gelegene Tschar-

⁶⁸ Horowitz 1992, 20.

⁶⁹ Vgl. Gallati 2011, 429.

⁷⁰ SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1942 II*, 312.

⁷¹ SAB, EB 4.61 1: *Protokolle der Vormundschaftskommission 1943 I*, 164.

nergut eine der ersten Grossraumsiedlungen der Schweiz dar.⁷² Auch auf dem politischen Feld zeigten sich erste Risse in der während Jahrzehnten festgefügtten Machtkonstellation. 1955 eroberten die Linken erstmals seit langem wieder die Mehrheit in Stadt- und Gemeinderat, seit 1958 (und bis 1967) stellte die SP auch den Stadtpräsidenten.⁷³

Am 14. Februar 1958 – es tobte ein Föhnsturm⁷⁴ – verstarb völlig überraschend der Berner Stadtpräsident und Fürsorgedirektor Otto Steiger an einem Herzinfarkt.⁷⁵ In einer auf den 4. Mai 1958 angesetzten Ersatzwahl war wegen der Doppelfunktion Steigers sowohl ein Sitz im Gemeinderat als auch der Stadtpräsident zu wählen. Während keine der grossen Parteien den Sitz der Partei Steigers, der Bürgerpartei, auf den Gemeinderatssitz bestritt, entfachte sich um das Amt des Stadtpräsidenten ein heftiger Kampf: Die freisinnige Partei trat, unterstützt von den restlichen bürgerlichen Kräften, mit dem bisherigen Schuldirektor Paul Düby an. Gegen ihn portierten die Sozialdemokraten, die in den Wahlen 1955 deutliche Sitzgewinne hatte verzeichnen können und im städtischen Parlament die grösste Fraktion stellten, Eduard Freimüller, bisheriger Polizeidirektor. Da beide Kandidaten bereits im Gemeinderat sassen, musste ein weiterer Gemeinderatssitz bestellt werden. Über dem Ringen ums Stadtpräsidium geriet diese Wahl in den Gemeinderat – da eine vermeintlich klare Sache – ins mediale Abseits.

Für den freiwerdenden Gemeinderatssitz stellte die Bürgerpartei Willy Kohler auf, Stadtrat und Direktor des kantonalen Gewerbemuseums. Da der Sitz der Bürgerpartei von keiner der grossen Parteien angegriffen wurde, drohte eine stille Wahl – wie bereits 1955, als Otto Steiger als Stadtpräsident mangels Herausforderer still wiedergewählt worden war. Dieser Zustand sei einer lebendigen Demokratie unwürdig, beschied jedoch eine Gruppe jüngerer Stimmbürger. Sie gründeten deshalb die Gruppe *Junges Bern* und traten mit Klaus Schädelin gegen Willy Kohler an. Damit nahm das *Junge Bern* bereits bei seinem ersten Auftritt trotz grundsätzlich bürgerlicher Grundhaltung eine distanzierte Haltung zu den traditionellen Parteien ein,⁷⁶ eine Haltung die vor allem als Skepsis gegenüber einem als Machtkartell bezeichneten System daherkam, das mittlerweile auch die Sozialdemokratie absorbiert hatte. Im Parteiprogramm, das sich die Gruppierung 1962 gab, hiess es, man wolle „aus dem Politisieren von Interessen herauskommen und den Blick auf das Ganze des Staates, auf dessen Gerechtigkeit und gutes Funktionieren“ richten.⁷⁷

Der Wahlkampf 1955 kam sehr improvisiert daher. „Chef des Propagandakomitees“⁷⁸ war nach eigenem Bekunden der damals noch gänzlich unbekannte Mani Matter⁷⁹, der später zu einem der be-

⁷² Bähler 2003a, 37–41; Fritzsche 2011.

⁷³ Erne 2003, 148–150.

⁷⁴ *Berner Tagblatt* vom 15.2.1958.

⁷⁵ Vgl. *Tagwacht* vom 15.2.58; *Berner Tagblatt* vom 15.2.58; *Der Bund* vom 16.2.58.

⁷⁶ Junker 2011.

⁷⁷ Geschrieben hatte das Parteiprogramm der Berner Liedermacher Mani Matter, zit. n. Meichtry 2011, 28.

⁷⁸ Mani Matter in einer Radiosendung „10 Jahre Berner Chansons“, Febr. 1970, auf der Werkstatt-CD zu Meichtry 2011, Titel 4.

⁷⁹ Klaus Schädelin und Mani Matter waren befreundet, wobei der etwas ältere und etabliertere Schädelin als Förderer auftrat. So trug Matter an der Wahlfeier 1958 in einem seiner ersten grösseren Auftritte einige seiner Chansons vor. Matters Karriere nahm Schub auf, nachdem der Radiomacher Guido Schmetzer während eines Besuchs bei Schädelin Tonbandaufnahmen des Liedermachers gehört hatte, vgl. Meichtry 2011, 28–30.

kanntesten Liedermacher der Schweiz wurde und bis heute, über 40 Jahre nach seinem frühen Unfalltod, eine ungebrochen hohe Popularität genießt.⁸⁰

Anhand der Berichterstattung in den drei Berner Zeitungen *Der Bund*, *Berner Tagblatt* und *Berner Tagwacht* wird im Folgenden auf den Wahlkampf und die Wahl Schädelins eingegangen. Die Zeitungen funktionierten in den 1950er Jahren noch weitgehend als traditionelle Parteipresse, wobei der *Bund* eine liberale, die *Tagwacht* eine sozialdemokratische und das *Tagblatt* eine konservative Perspektive einnahm.⁸¹

Interessanterweise war es vor allem die Zeitung der Konservativen, das *Berner Tagblatt*, welches am meisten über den Kampf zwischen der etablierten *Bürgerpartei* und dem *Jungen Bern* berichtete. Damit offenbarte das *Tagblatt* jene Risse in dem nach dem Landesgeneralstreik 1918 gebildeten und in den 1920er Jahren gefestigten Bürgerblock, die von allen Zeitungen als Hauptursache für die Wahl Schädelins erkannt wurden. Die linke *Tagwacht* frohlockte über den innerbürgerlichen Streit und frotzelte: „Es gibt im Bürgerblock allerlei Schäden und – Schädel(e)in!“⁸² Ausser für solche Seitenhiebe war dem Blatt der Sozialdemokraten die Portierung Schädelins jedoch kaum eine Zeile wert. Ob Kohler oder Schädelin – das schien in der Redaktion der *Tagwacht* einerlei. Auch die Sozialdemokratische Partei gab keine Wahlempfehlung ab; ein Umstand, der sich positiv für Klaus Schädelin auswirken sollte: Der Vorwurf des Kryptokommunismus,⁸³ der kaum zwei Jahre nach dem Ungarnaufstand einer politische Keule gleichkam, verfiel offensichtlich nicht. Anders als die sozialdemokratische Elite scheint die Parteibasis durchaus Sympathien für Schädelin gehabt zu haben. Dies zeigte sich nicht erst im Wahlergebnis, sondern bereits am 1. Mai, als die „Trämeler“ die Frau Schädelins auf offener Strasse freundlich gegrüsst hätten.⁸⁴

In seinem Wahlkampf trat Klaus Schädelin vor allem als Vertreter einer jungen, unverbrauchten Generation auf, welche die Demokratie gegen „Parteiroutine“⁸⁵ verteidigte. Dabei fand er Unterstützung bei weiteren kleinen Parteien: beim *Landesring der Unabhängigen*, der *Evangelischen Volkspartei* und der *Sozialliberalen Partei*. Die *Christlichsoziale Partei* konnte sich offenbar erst nach längeren Diskussionen für eine Unterstützung des Kandidaten der *Bürgerpartei* durchringen.

Dass Klaus Schädelin Autor des Bestsellers *Mein Name ist Eugen* war, scheint allgemein bekannt gewesen zu sein. So finden sich in den Zeitungen immer wieder – meist etwas scherzhafte – Anspielungen darauf. Von ihm selbst scheint dieser Umstand jedoch nicht stark gewichtet worden zu sein. Vielmehr trat Schädelin als Pfarrer auf – was er ja war –, etwa wenn das *Junge Bern* fragte: „Warum sollte ein Museumsdirektor geeigneter sein für das Fürsorgeamt als ein Pfarrer?“⁸⁶

Zur Überraschung aller wurde Klaus Schädelin am 4. Mai 1958 tatsächlich in den Berner Gemeinderat gewählt. Laut dem liberalen *Bund* zeigte sich in der Wahl die „Zerbröckelung des bürgerlichen

⁸⁰ Davon zeugt die äusserst erfolgreiche Ausstellung zu Mani Matter im Schweizerischen Landesmuseum 2011, vgl. Meichtry 2011.

⁸¹ Zur Berner Zeitungsgeschichte vgl. Barth 2003, 208–210.

⁸² *Tagwacht* vom 26.4.1958.

⁸³ In einem Interview im *Berner Tagblatt* wurde Schädelin als „Barthianer“ bezeichnet, worauf Schädelin sagte: „Gewiss bin ich das. Wenn man aber behaupten wollte, ich sei kommunistenfreundlich, dann stimmt das auf keinen Fall. Ich lehne den Kommunismus mit Leib und Seele ab.“, *Berner Tagblatt* vom 30.4.1958.

⁸⁴ *Berner Tagblatt* vom 6.5.1958.

⁸⁵ *Der Bund* vom 1.5.1958.

⁸⁶ *Der Bund* vom 4.5.1958.

Lagers".⁸⁷ Auch das *Berner Tagblatt* nannte die „verfahrene Situation im Bürgertum“ und wunderte sich über die Wahl, da Schädelin „bisher ausserhalb seiner Kirchgemeinde nur als Verfasser von Eugen bekannt“ gewesen sei.⁸⁸ Seine Popularität als Kinderbuchautor, die ihn in gewissen Kreisen sogar in die Nähe eines *Schundautors* haben rücken lassen, scheinen seine Wahl zumindest nicht verhindert zu haben. Die Frage, ob Schädelin trotz oder gerade wegen dieses Prädikats gewählt wurde, lässt sich wohl nicht zweifelsfrei klären. Was jedoch evident erscheint, ist, dass die Aussicht, möglicherweise einen *Schundautor* auf einem Amtssessel sitzen zu haben, 1958 offensichtlich nicht verfiel.

Doch wie reagierte die Presse auf diese „politische Sensation erster Güte“?⁸⁹ Die linke *Tagwacht* blieb Schädelin gegenüber zurückhaltend, obwohl man über die „Bombenschlappe“ der bürgerlichen Parteien frohlockte. Man forderte vom „Mann der Kleinen“ den Tatbeweis, ein sozial handelnder Mensch zu sein: „Der Autor von *Mein Name ist Eugen* wird künftig nicht sagen können: Mein Name ist Hase.“⁹⁰ Das *Berner Tagblatt*, das ja bereits während des Wahlkampfes gewisse Sympathien für Schädelin hatte durchblicken lassen, wertete das Resultat als „Erfolg der Jungen“, das „Freude wie beim Lesen von *Eugen*“ auslöse. Der Wahlsonntag sei zum waren „Klausentag“ geraten.⁹¹ Die beiden grossen bürgerlichen Parteien – und mit ihnen ihre Parteipresse – haderten mit ihrer Wahlniederlage. In Zukunft werde man bei der Kandidatenkür darauf achten müssen, dass diese „Sympathien haben“, ausserdem sollten vermehrt „Junge“ aufgestellt werden.⁹² Zeigen sich hier bereits erste Anzeichen einer neuen Mediengesellschaft, die auch in der Politik vermehrt auf *Persönlichkeiten* setzt und mehr über Forumsmedien als über angestammte Parteimilieus Wähler zu mobilisieren versucht? Der beliebte, bekannte Autor als Kandidat, der Liedermacher als „Propagandachef“, die aus einer kleinen, flink agierende Gruppierung heraus operieren und gegen das *Establishment* kämpfen: Solche und ähnliche Konstellationen werden jedenfalls seither verschiedentlich auf dem politischen Parkett auftauchen.

Der autoritäre Staat im Nacken – die individualisierte Nachkriegsgesellschaft am Horizont

Der Erfolg von *Mein Name ist Eugen* und die Wahl Klaus Schädelins in den Gemeinderat sind als Indizien für ein und dieselbe gesellschaftliche Bewegung zu sehen, als Vorboten eines neuen gesellschaftlichen Dispositivs, das anstelle des Dampfkessels des autoritären Staates, der jegliche Normabweichung und Dissens mittels Druck von oben zu regulieren versuchte, die *Freiheit* des *Individuums* postuliert, das selbstkontrollierend (ganz im Sinne Foucaults) und innenorientiert (ganz im Sinne Schultzes) *seinen Weg geht*. So zeigen uns Klaus Schädelin und sein *Eugen* gleich doppelt und ineinander verschlungen eine neue gesellschaftliche Realität gleichsam am Horizont erscheinen: die individualisierte Nachkriegsgesellschaft.

⁸⁷ *Der Bund* vom 5.5.1958

⁸⁸ *Berner Tagblatt* vom 5.5.1958.

⁸⁹ *Tagwacht* vom 5.5.1958.

⁹⁰ *Tagwacht* vom 5.5.1958.

⁹¹ *Berner Tagblatt* vom 6.5.1958.

⁹² *Berner Tagblatt* vom 8.5.1958.

Nicht Gegenstand dieses Artikels war die Art und Weise, wie Klaus Schädelin zwischen 1958 und 1973 sein Amt als Fürsorgedirektor ausfüllte. Zu untersuchen wäre etwa sein Einfluss auf die Einführung neuer Methoden in der Sozialen Arbeit wie dem *case work*⁹³ oder auf die Ausgestaltung der neuen Berner Gemeindeordnung, die am 1. November 1963 in Kraft gesetzt wurde. Auch die alltägliche Arbeit als Fürsorgedirektor mit Armutsbetroffenen, mit Randständigen und Entmündigten ist bislang kaum erforscht.⁹⁴

Schädelin blieb Zeit seines Lebens skeptisch gegenüber allen Herrschaftsstrukturen, auch wenn diese demokratisch legitimiert waren. So soll er zum Schluss selber noch einmal zu Wort kommen. In einer Kolumne zum Finanzskandal, der in den 1980er Jahren Bern erschütterte, meinte Schädelin nachdenklich und selbstkritisch:

„So sehr es einem Kolumnisten obliegt, nur auf den Stockzähnen ernst zu bleiben – beim Darlegen der fast nicht merkbaren Mechanismen, die vom Dienen weg zum Missbrauch der Macht führen, kann ich aus folgendem Grund nicht lachen: In sehr bescheidenem Ausmass habe ich die Folgen der Eitelkeit und der Überschätzung der eigenen Person an mir selber erlebt.“⁹⁵

Literatur- und Quellenverzeichnis

Quellen

Stadtarchiv Bern

SAB, EB 4.61 1, Vormundschaft, Vogtswesen, Waisen; Protokolle der Vormundschaftskommission, 1941–1943.

Publizierte Quellen

Klauser, W[alter]: An der Grenze von Schund und Kitsch. In: Das Jugendbuch. Mitteilungen über Jugend- und Volksschriften. Hg. v. d. Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins, Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 22/5 (1956), 883–885.

Schädelin, Klaus: Mein Name ist Eugen. 6. Aufl. Zürich: Zwingli Verlag 1957 (1955).

Schädelin, Klaus und René Gardi: Wenn sie nach Syrien gehen... Zürich: Büchergilde Gutenberg 1962.

Schädelin, Klaus: Zytlupe. Muri bei Bern: Edition Francke im Cosmos Verlag 1986.

Schädelin, Klaus: Der Regierungswahn des Kantons Bern. In: Heinz Däpp, Fredi Hänni und Niklaus Ramseyer: Finanzaffäre im Staate Bern. Vom schwierigen Umgang mit Macht in der Demokratie. Basel 1986, 212–218.

Verwaltungsbericht der Stadt Bern, Bericht des Gemeinderates der Stadt Bern an den Stadtrat betreffend den allgemeinen Gang und die Ergebnisse der Gemeindeverwaltung, 1958.

⁹³ Vgl. hierzu auch Sutter 2007.

⁹⁴ Erste Hinweise finden sich in Lerch 2001.

⁹⁵ Schädelin 1986, 215.

Zeitungen

Der Bund, gesichtet 15.2.1958–10.5.1958.

Berner Tagblatt, gesichtet 15.2.1958–10.5.1958.

Berner Tagwacht, gesichtet 15.2.1958–10.5.1958.

Internetquellen

Bundesamt für Kultur – Kulturerbe: www.bak.admin.ch/kulturerbe (besucht am 31.1.12)

Mein Name ist Eugen: www.eugen-film.ch (besucht am 31.1.12)

Literapedia Bern – Schädelin, Klaus: www.literapedia.ch/Schädelin,_Klaus (besucht am 31.1.12)

Stiftung Terra Vecchia – Stiftungszweck: www.terravecchia.ch/stiftung/stiftungszweck (besucht am 30.1.12)

Literatur

Bähler, Anna: Von der Altstadt in der Aareschlaufe zur Stadtregion. Stadtentwicklung, Wohnungsbau, städtische Versorgungsnetze und Verkehr. In: Bähler, Anna, Robert Barth, Susanna Bühler u. a.: Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli 2003a, 11–45.

Bähler, Anna, Robert Barth, Susanna Bühler u. a.: Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli 2003b.

Barth, Robert: Von der Einheit zur Vielfalt. Kultur, Religion und Sport bieten Bildung, Erbauung und Vergnügen. In: Bähler, Anna, Robert Barth, Susanna Bühler u. a.: Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli 2003, 169–230.

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986.

Blanc, Jean-Daniel und Christine Luchsinger (Hg.): achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit. Zürich: Chronos 1994.

Buchner-Fuhs, Jutta: Das populäre Geschichtsbild der 1950er Jahre und die Dinge. Zur Konstruktion und Inszenierung von Modernität. In: Thomas Hengartner und Brigitte Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin und Hamburg: Dietrich Reimer 2005, 341–360.

Bühler-Niederberger, Doris: The Radicalization of the Self – „Beyond“ Generational Order: German Children’s Literature as a Case Study. In: Sociological Studies of Children and Youth, Vol. 10, 101–124.

Buomberger, Thomas und Peter Pfrunder: Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums. Zürich: Limmat 2012.

Cagnazzo Karin, Mischa Gallati, Gisela Hauss u. a.: Fürsorge, psychiatrische Gutachten und Eugenik. Fallanalysen zwischen Vormundschaft und Psychiatrie. Zürich: Chronos 2012 (Arbeitstitel/ im Erscheinen).

Erne, Emil: Stadtpolitik zwischen Patriziat und Frauenmehrheit. Der Aufbau der Gemeindeorganisation und die Kämpfe um die politische Macht. In: Anna Bähler, Robert Barth, Susanna Bühler

- u. a.: Bern – die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli 2003, 109–168.
- Ernst, Rosmarie: Lesesucht, Schund und gute Schriften. Pädagogische Konzepte und Aktivitäten der Jugendschriftenkommission des Schweizerischen Lehrervereins (1859–1919). Zürich: Chronos, 1991.
- Färber, Thomas und Bernhard C. Schär: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte: Die Nonkonformisten. In: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Hg. v. Bernhard C. Schär, Stefan Bittner, Yves Niederhäuser und Vera Sperisen. Baden: hier+jetzt 2008, 15–27.
- Fritzsche, Bruno: Bern (Gemeinde)/Das 19. und 20. Jahrhundert/3.2 Wirtschaft und Gesellschaft. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 17.8.2011. URL: <http://hls-dhs-dss.ch/textes/d/D209.php>.
- Gallati, Mischa: Gedämpfter Lärm. Die Schweizerische Liga gegen den Lärm, 1956–1966.[Wallisellen]: [R. Hofmann], 2004.
- Gallati, Mischa: Vormundschaft als Interaktionsraum: Überlegungen zum Vormundschaftssystem in der Stadt Bern 1920–1950. In: Westfälische Forschungen. Zeitschrift des LWL-Instituts für westfälische Regionalgeschichte 61 (2011), 419–432.
- Galle, Sara und Thomas Meier: Von Menschen und Akten. Die Aktion „Kinder der Landstrasse“ der Stiftung Pro Juventute. Zürich: Chronos 2009.
- Horowitz, Liz: „Aus einem harten Stein können Sie nie ein Butterwegglein machen.“ „Lasterhafter Lebenswandel“ als Entmündigungsgrund bei Frauen in den 1920er Jahren in Zürich. Zürich 1992 (Unver. Lizentiatsarbeit Universität Zürich).
- Imhof, Kurt: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung: Kalter Krieg in der Schweiz. In: Kurt Imhof und Heinz Kleger (Hg.): Konkordanz und Kalter Krieg. Zürich: Seismo 1996, 173–248 (Krise und sozialer Wandel, Bd. 2).
- Junker Beat: Bern (Gemeinde)/Das 19. und 20. Jahrhundert/ 3.1 Politisches System und Politik, In: Historische Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 17.8.2011. URL: <http://hls-dhs-dss.ch/textes/d/D209.php>.
- Kaufmann, Claudia und Walter Leimgruber (Hg.): Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs. Zürich: Seismo 2008.
- Kohler, Georg: Konsumglück, Kalter Krieg und Zweite Moderne. Die Schweiz in den Fifties. In: Bomberger, Thomas und Peter Pfrunder: Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums. Zürich: Limmat 2012, 7–19.
- König, Mario, Georg Kreis, Franziska Meister u. a.: Reformprojekte, soziale Bewegungen und neue Öffentlichkeit. In: Mario König; Georg Kreis; Franziska Meister; Gaetano Romano (Hg.). Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren. Zürich: Chronos 1998, 11–20 (Die Schweiz 1798–1998: Staat – Gesellschaft – Politik, Bd. 3).
- Leimgruber, Walter und Werner Fischer: Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich: Chronos 1999.
- Lerch, Fredi: Müllers Weg ins Paradies: Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre. Zürich: Rotpunktverlag 2001.
- Lüthi, Christian: Wachstum in schwierigem Umfeld. Die wirtschaftliche Entwicklung im Spiegel der wichtigsten Branchen und Firmen. In: Anna Bähler, Robert Barth, Susanna Bühler u. a.: Bern – die

- Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert. Stadtentwicklung, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur. Bern: Stämpfli 2003, 47–108.
- Meyer, Thomas: Sie tragen Jeans und hören Rock'n'Roll. Die Halbstarkenszene am Beispiel Luzern. In: *A Walk on the Wild Side. Jugendkulturen in der Schweiz von den 30er Jahren bis heute*. Hg. v. Stapferhaus Lenzburg. Zürich: Chronos 1997, 35–57.
- Maase, Kaspar: Schundkampf und Demokratie. In: Kaspar Maase (Hg.): *Prädikat wertlos. Der lange Streit um Schmutz und Schund*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2001, 8–17.
- Meichtry Wilfried und Pascale Meyer (Hg.): *Mani Matter (1936–1972)*. Schweizerisches Landesmuseum. Bern: Zytglogge 2011.
- Schnyder, Rudolf: Klaus Schädelins „Mein Name ist Eugen“. In: *Reformatio, Zeitschrift für Kultur Politik Religion* 54/1 (2005), S. 203–208.
- Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag 1992.
- Sutter, Gaby: Vom Polizisten zum Fürsorger Etablierung und Entwicklung der professionellen Fürsorge in der Gemeinde Bern 1915–1961. In: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde*, 4 (2007), 259–287.
- Tanner, Jakob: Die Schweiz in den 1950er Jahren. Prozesse, Brüche, Widersprüche, Ungleichzeitigkeiten. In: Blanc, Jean-Daniel und Christine Luchsinger (Hg.): *achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit*. Zürich: Chronos 1994, 19–50.
- Tanner, Jakob: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life. In: Leimgruber, Walter und Werner Fischer: *Goldene Jahre. Zur Geschichte der Schweiz seit 1945*. Zürich: Chronos 1999, 101–131.
- Tögel, Bettina: *Die Stadtverwaltung Berns. Der Wandel ihrer Organisation und Aufgaben von 1833 bis zum Beginn der 1920er Jahre*. Zürich: Chronos 2004.
- Weinmann, Andrea: Feldzüge gegen die Vorboten der Erlebnisgesellschaft. Schundbekämpfung und Literaturpädagogik im westlichen Deutschland der 1950er und 60er Jahre. In: Hans-Heino Ewers (Hg.): *Lesen zwischen Neuen Medien und Pop-Kultur. Kinder- und Jugendliteratur im Zeitalter multimedialen Entertainments*. Weinheim und München: Juventa 2002 (Jugendliteratur – Theorie und Praxis), 51–83.
- Wilhelm, Elena: *Rationalisierung der Jugendfürsorge. Die Herausbildung neuer Steuerungsformen des Sozialen zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Bern: Haupt 2005.
- Zaft, Matthias: *Der erzählte Zögling. Narrative in den Akten der deutschen Fürsorgeerziehung*. Bielefeld: Transcript 2011.
- Zürcher, Christoph: Klaus Schädelin. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*, Version vom 18.2.2011, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13276.php>.

Zusammenfassung

1958 geschah Wunderliches in der beschaulichen Stadt Bern: In einer Ersatzwahl in die Stadtberner Exekutive wählten die stimmberechtigten Männer nicht den Favoriten des rechtsbürgerlichen Lagers, sondern den Pfarrer, Jugendbuchautor und politischen Nobody Klaus Schädelin. In seinem drei Jahre zuvor erschienenen Bestseller *Mein Name ist Eugen* spielt eine Jungenbande mehr oder

weniger derbe Streiche mit der Erwachsenenwelt, was dem Buch von Seiten der pädagogischen Gilde zum Prädikat *Schund und Kitsch* verhalf. Nun wurde ausgerechnet dieser Autor zum Fürsorgedirektor und damit auch zum Zuständigen für *gefährdete* und *gefährliche* Jugendliche und deren institutionelle Behandlung.

Der Erfolg von *Mein Name ist Eugen* und die Wahl Klaus Schädelins in den Gemeinderat werden als Indizien für ein und dieselbe gesellschaftliche Bewegung gelesen; als Vorboten eines neuen gesellschaftlichen Dispositivs, das anstelle des Dampfkessels des autoritären Staates, der jegliche Normabweichung und Dissens mittels Druck von oben zu regulieren versucht, die Freiheit des Individuums postuliert, das selbstkontrollierend (ganz im Sinne Foucaults) und innenorientiert (ganz im Sinne Schultzes) seinen Weg geht. So zeigen uns Klaus Schädelin und sein *Eugen* gleich doppelt und ineinander verschlungen eine neue gesellschaftliche Realität gleichsam am Horizont erscheinen: die individualisierte Nachkriegsgesellschaft.